



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Niemann, August: Lorbeer : Erzählung. 1

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

demokratischen Apostels angehört haben, keine Phonographen, die etwa heute in den Pausen der Tanzmusik jene Reden wiedergäben. Es ist weiter bekannt, daß das Publikum der politischen Versammlungen von dem in denselben Räumen verkehrenden Konzert- und Tanzpublikum grundverschieden zu sein pflegt. Zwischen dem Volke in Waffen und den volkstümlichen politischen Parteien laufen tausend andre, weit gefährlichere Kanäle, die von der Militärbehörde auch bei der größten Wachsamkeit nicht sämtlich verstopft werden können. Man sollte daher, so lange wenigstens das Gros der Küchenfeen und der höhern Konzerttöchter noch nicht sozialdemokratisch „angegangen“ ist, von Maßregeln absehen, die dem erstrebten Zweck kaum dienen können, der Masse aber leicht als aufreizende Nadelstiche darzustellen sind und sofort mit einem frischen, fröhlichen Gegenboycott beantwortet werden. Erst unlängst war von einer Petition der schwerbedrängten Gastwirte die Rede, denen in den größeren Garnisonstädten und ihren Umgebungen thatsächlich nur die Wahl zwischen der Scylla des militärischen Wirtshausverbots und der Charybdis des sozialdemokratischen Boycotts gelassen ist.

So tief wir also deshalb die Einführung des terroristischen Kampfmittels in die große wirtschaftliche und geistige Bewegung beklagen, so haben wir doch nicht das Herz zu einem überzeugten Verdammungsurteil. Wie leider so oft gegenüber der Sozialdemokratie, möchte man auch diesmal rufen: „Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie!“



Lorbeer

Erzählung von August Niemann

1



ies Zimmer genügt mir, sagte ein Herr, den die Wirtin des Familienpensionats führte. Es ist klein, aber meine Ansprüche sind auch nicht groß.

Und mit der Lage des Hauses werden Sie zufrieden sein. Die Dorotheenstraße —

Ich weiß. Die Lage gefällt mir.

Der Herr gab seinen Namen an: Karl Nestel aus Frankfurt an der Oder, verabredete den zu zahlenden Preis, fünf Mark täglich für volle Pension, und fing an, seinen Koffer auszupacken.

Da erregte ein weißer Zettel mit großen lateinischen Buchstaben, der über dem Bett an die Tapete geklebt war, seine Aufmerksamkeit; er legte den Rock, den er in den Schrank hängen wollte, aus der Hand und las: EXERCISE.

Ah, sagte sich Herr Nestel, tiefe Weisheit, gute Lehre! Die Engländerin

oder Amerikanerin, die in diesem Bett geschlafen hat, ist des Sazes eingedenk gewesen: vor die Tugend haben die Götter den Schweiß gesetzt, oder der Strophe:

Nur dem Ernst, den keine Mühe bleichet,
Rauscht der Wahrheit tief versteckter Born;
Nur des Meißels schwerem Schlag erweicht
Sich des Marmors sprödes Korn.

Bermutlich eine Klaviermamsell! Diese Ausländerinnen haben Energie; selbst wenn sie ohne Talent sind, dreschen sie unverdrossen. Mut, Selbstvertrauen sind die Haupteigenschaften da drüben. Ich aber weiß ein besseres Wort über mein Lager zu schreiben, wenn ich auch exercise nicht verachten will.

Lächelnd schnitt er ein weißes Blatt zurecht, so groß wie das alte, schrieb darauf: LORBEER und heftete es mit Stechnadeln neben dem andern an die Tapete. Nachdem er dann in Gesellschaft von mehr als einem Duzend Damen und Herren, unter denen ihm ein melancholisch aussehender junger Geigenspieler besonders auffiel, zu Mittag gespeist hatte, ging er aus, um einen litterarischen Herrn zu besuchen, mit dem er in Briefwechsel stand. Die Sprechstunde dieses Herrn, der Krügel hieß und in der Potsdamerstraße wohnte, war die Zeit von vier bis sechs Uhr.

Herr Krügel wohnte im vierten Stock, saß zwischen vielen Manuskripten, Zeitschriften und Zeitungen vergraben und freute sich, wie er sagte, Herrn Nestel persönlich kennen zu lernen.

Sie haben sich also dauernd in Berlin niedergelassen? fragte er.

Was heißt dauernd, Herr Kollege? entgegnete Herr Nestel. Ich habe es für praktisch gehalten, hierher zu kommen, weil Berlin immer mehr der Mittelpunkt des geistigen Lebens der deutschen Nation wird. Ich will versuchen, mir von hier aus eine Stellung in der Litteratur zu verschaffen. Aber was aus mir und meinen Plänen wird, das wissen die Götter.

Ich finde Ihre Idee, nach Berlin zu ziehen, sehr vernünftig.

Was heißt vernünftig, Herr Kollege? Man weiß weder, was man will, noch was man thut. Man folgt seiner Phantastie, die man Vernunft nennt, oder seiner Vernunft, die oft nur eine gefährliche Phantastie ist und bald zum Guten, bald zum Bösen führt.

Herr Krügel blickte mißtrauisch auf das nervöse Gesicht seines Besuchers. Immerhin muß man nach vernünftigem Plane handeln, sagte er. Sie haben recht hübsche Beiträge geliefert, Ihr Name hat bereits einen Klang, wenn auch hauptsächlich nur bei litterarischen Feinschmeckern, und wenn —

Ah! rief Herr Nestel, wie ich die litterarischen Feinschmecker hasse, die mir immer genannt werden! Ich fürchte, das ist nur eine höfliche Umschreibung der Thatsache, daß ich ganz unbekannt bin.

Nun, Sie können noch nicht mehr verlangen. Sie haben noch zu wenig produziert. Übrigens möchte ich Sie auf den alten Spruch verweisen, daß, wer berühmt werden will, darnach trachten muß, nicht den Vielen, sondern den Wenigen zu gefallen.

Um, machte Herr Nestel. Die letzte Nacht vor meiner Abreise, sagte er dann nachdenklich, habe ich einen merkwürdigen Traum gehabt.

Traum? Pah! sagte Herr Krügel mit einer Geberde der Ungeduld.

Wieso Pah? fragte Herr Nestel.

Ammen, Mähnen und alte Basen mögen träumen und Träume erzählen, aber keine vernünftigen Männer, vor allem keine Schriftsteller, die das Salz der Erde sein sollen.

Wie? Sie wollen Träume verachten? Wollen Sie aus der Geschichte der Menschheit die Hälfte wegstreichen? Vergessen Sie, was alles durch Träume geschehen ist? Was bleibt denn von der Religion übrig, die das Fundament aller Staatsordnung ist, wenn Sie die Träume wegnehmen? Sah nicht Jakob im Traume die Himmelsleiter? Haben nicht die Propheten nach Träumen geweissagt? Beruht nicht alle Divination, auch das, was man Vision nennt, beruht nicht alles, was die Erde mit dem Himmel verbindet, auf einem Schauen der Seele ohne Augen, also auf Träumen? Sprach nicht Sokrates, der weiseste der Menschen, am Tage seines Todes von der Traumerscheinung, die ihn verfolgte?

Herr Krügel blickte wieder mißtrauisch auf Herrn Nestel.

Was haben Sie denn geträumt? fragte er, um Herrn Nestel, der ihm sehr aufgeregt vorkam, nicht zu reizen.

Ich fürchte, es wird Sie nicht interessieren, da Sie nichts von Träumen halten.

Bitte, erzählen Sie nur. Allerdings muß ich gestehen, daß ich denke, es wäre besser, wenn wir alle immer, anstatt zu träumen, auf dem festen Boden wacher Überlegung blieben.

Erlauben Sie! Viele Menschen träumen, wenn sie wach sind, weniger verständlich als andre, wenn sie schlafen. Denn vielleicht ist alles Denken überhaupt nur Träumen, weil es ungerufen kommt und wir von keinem Gedanken wissen, woher er stammt. In uns denkt es, aber wir denken nicht. Freilich giebt es Träume und Träume, wie die Alten von zwei Pforten sprachen, einer elfenbeinernen, also undurchsichtigen, wodurch die verwirrten und nichtsbedeutenden, und einer hornenen, also durchsichtigen, wodurch die prophetischen und symbolischen Träume einzogen. Deshalb meine ich, man soll unterscheiden, ob der Traum einen guten Sinn hat. Aber Träume in Bausch und Bogen verwerfen, das ist der reine Frevel.

Regen Sie sich nur nicht auf! Erzählen Sie lieber, was Ihnen geträumt hat, damit wir sehen, was dran ist.

Nun also, mir träumte, ich wäre in Leipzig beim Cantateessen in der Buchhändlerbörse, von meinem Verleger eingeladen. Nach dem Essen verlief sich die Gesellschaft, und die Buchhändler, mit vergnügten roten Gesichtern, verteilten sich in der Stadt, um sich ein jeder auf eigne Hand zu amüsiren. Auch ich ging meines Wegs und kam zu einem großen Hause, wo ich eintrat. Vor mir dehnte sich ein langer Korridor mit vielen Thüren, und ich stand ungeschlüssig da, weil ich niemand fand, der mich hätte zurechtweisen können. Da bemerkte ich zu meiner Verwunderung, daß über den Thüren in goldnen Lettern auf schwarzen Schildern die angesehensten und reichsten Firmen des Buchhandels angeschrieben standen. Das machte mich verwirrt, da ich von dem Hause etwas ganz andres erwartet hatte, und bei näherm Zusehen sah ich auf den Thüren die verlockendsten Prospekte angeschlagen. Jede Firma lud zum Genuß der bei ihr erschienenen Werke, Romane, Gedichte und Zeitschriften ein. Plötzlich öffnete sich eine der Thüren, und ich sah ein altes böses Weib unter großem Geschimpf einen grauhaarigen kleinen Herrn am Kragen herausführen. Dieses alte Weib hatte das Gesicht eines mir bekannten großen Verlegers. Hinaus! schrie es dem Herrn zu. Mach, daß du fortkommst! Das Publikum will nichts mehr von dir wissen. Du bist vollständig abgeliebt und ausgepumpt. Welcher anständige Herr will denn noch mit einer solchen alten Dirne zu thun haben? Ich brauche frisches Blut. Marsch, hinaus! — Aber mein liebes, hochverehrtes Mütterchen, sagte der alte Herr, seien Sie doch nicht so grausam! Vierzig Jahre lang habe ich das Publikum unterhalten, amüsirt und zu Thränen gerührt. Bedenken Sie, daß einige von meinen Romanen an die zwanzig Auflagen erlebt haben! — Nichts da! kreischte die Alte. Dafür bist du bezahlt worden. Jetzt bist du aus der Mode, und ich gebe nichts mehr. Du hast dein gutes Essen und deine eleganten Schlafrocke bekommen, so lange du zu gebrauchen warst. Jetzt ist's aus. Sieh, daß du weiter kommst! Damit gab sie dem alten Herrn einen Tritt, er taumelte mir entgegen, und wenn ich ihn nicht aufgefangen hätte, wäre er hingefallen. Was bedeutet das? fragte ich ihn. In was für einem Hause sind wir? Sind hier keine Damen? — Er lächelte schwach. Wie Sie es nehmen wollen, sagte er. Es ist ein Haus, wie Sie es zu suchen scheinen, und ist es auch nicht. Es ist nicht ganz das, was Voltaire le temple du goût nannte, aber es möchte das sein. Doch ist es nur die deutsche Litteratur und — Er schrak zusammen und schwieg, denn plötzlich öffneten sich mit Getöse alle Thüren, und eine unübersehbare Menge von Buchhändlern, Redakteuren und —

Entschuldigen Sie, daß ich Sie unterbreche, sagte Herr Krügel, aber ich muß offen gestehen, daß ich Ihren Traum weder symbolisch noch prophetisch, ja nicht einmal geschmackvoll finde. Wenn ich das geträumt hätte, so würde ich es für mich behalten. Wie kann man von Leuten, die über Millionen verfügen, in solcher Weise auch nur träumen! In der Litteratur können ver-

nünftige Leute ein ebenso gutes Geschäft machen wie in jedem andern anständigen Berufe, und das Schimpfen auf Verleger und Redaktionen halte ich für ein *testimonium paupertatis*. Ich sehe, daß Sie mit Ihren bisherigen Erfolgen unzufrieden sind, daher dieser Traum, denn

Somnia quae ludunt animos volitantibus umbris,
Non delubra deum, nec ab aethere numina mittunt,
Sed sua quisque facit.

Eine gewisse Bitterkeit hat Ihnen diesen Traum eingebläst; aber wenn Sie die Wirklichkeit erwägen, werden Sie einsehen, wie verkehrt die Idee dieses Traumes ist. Ein Schriftsteller, der an die zwanzig Auflagen erlebt hat, braucht sich von keinem Verleger hinauswerfen zu lassen. Er sollte soviel Geld auf die Bank getragen haben, daß er ohne Sorgen und ohne Arbeit leben könnte. Aber das ist es ja gerade: die Herren Kollegen leben in den Tag hinein, während die Verleger besonnene Geschäftsleute sind. Versteht aber ein Schriftsteller das Geschäft, und ist er ein ordentlicher Mann wie der Verleger, so kann ihm nichts geschehen. Ich kann mit den Kollegen, die ihre Geschäfte lieberlich betreiben und dann über die Verleger klagen, keine sonderliche Sympathie empfinden. Ich habe oft gesehen, daß sich die großen, vornehmen Verlagsgeschäfte höchst nobel und nachsichtig benahmen, sodaß ihnen die Autoren hätten auf den Knien danken müssen. Aber sie ziehen es vor, zu schimpfen, und krönen ihre Bummellei mit Undankbarkeit.

Ich höre Ihre Ausführungen mit dem größten Interesse, sagte Herr Nestel, und denke, da ich mich ganz der Litteratur widmen will, Nutzen aus Ihrer größern Erfahrung zu ziehen. Sie meinen also, daß man auch die Dichtkunst, die Litteratur überhaupt, als ein Geschäft betreiben sollte?

Verehrtester Herr Kollege, das Reiten auf dem Pegasus wird gern als etwas gleichsam überirdisches angesehen, deshalb giebt die bildliche Darstellung dem Tiere Flügel. Aber keine Kunst und keine Wissenschaft wird dem Autor ersprießlich, wenn er sie nicht nach kaufmännischen Grundsätzen betreibt. Denn es handelt sich immer darum, die Ware mit Vorteil an den Mann zu bringen. Kein Maler, kein Bildhauer, kein Architekt, auch kein Arzt, kein Theologe, kein Philosoph, kein Jurist kann bestehen und gedeihen, wenn er bei der Bewertung seiner Arbeit nicht nach gesunden, kaufmännischen Grundsätzen verfährt. So ist es auch mit dem Dichter und Schriftsteller. Erst die Kunst der Bewertung macht seine Kunst dem Publikum bekannt und schafft ihm Geld und Ruhm.

Dann ist vielleicht der geschäftliche Teil seines Wirkens noch wichtiger als der künstlerische?

Ohne Zweifel. Natürlich muß eine bestimmte Begabung beim Schriftsteller vorhanden sein; diese jedoch vorausgesetzt, wird er als Geschäftsmann viel weiter kommen, als wenn er nur Künstler ist. Wenn Sie die be-

rühmten Leute näher ansehen, werden Sie immer finden, daß es kluge Leute sind, die wissen, welche Art von Dichtung dem Publikum gerade genehm ist, und in welcher Weise sie ihre Dichtungen anzubringen haben. Denn gar mancher unpraktische Mensch hat ebenso schön gedichtet wie die Berühmten, oft noch schöner, aber weil er Mittel und Wege zum Ruhm nicht kannte, ist er unbekannt geblieben, und seine Werke sind in der Flut der litterarischen Erzeugnisse untergegangen.

So halten Sie es für möglich, daß ein wirklich gutes Buch unbemerkt bleiben und untergehen könnte?

Ob ich das glaube? Nein, ich weiß es.

So wäre es nichts mit Goethes Worten:

Das Tüchtige, und wenn auch falsch,
Wirkt fort und fort, von Haus zu Haus,
Das Tüchtige, wenns wahrhaft ist,
Wirkt über alle Zeit hinaus?

Herr Krügel zuckte die Achseln. Goethe hatte gut reden, sagte er. Goethe selbst war ein hervorragender Geschäftsmann. Übrigens wurde seiner Zeit noch nicht so viel geschrieben als jetzt. Heutzutage ersticken jährlich Hunderte von guten Büchern in der drückenden Masse der Überproduktion.

Und die Meisterwerke, die jahrhundertlang dauern, sind sie kaufmännisch gefördert worden, und wären sie ohne gesunde Geschäftsgrundsätze nicht zu uns gekommen?

Habent sua fata libelli; entgeguete Herr Krügel. Wer weiß, wie viele Meisterwerke in demselben Zeitraum verloren gegangen sind. Sehen Sie, lieber Kollege — da wir nun einmal vernünftig sprechen —, wissen Sie, wie es mir ergangen ist? Ich schäme mich meiner Herkunft nicht, im Gegenteil. Ich habe eine gewisse Stellung in der Litteratur. Mein Beispiel kann Ihnen, da Sie nun einmal von Ihrer Feder leben wollen, zur Lehre dienen, zumal da Sie klagen, nur die Feinschmecker wüßten Ihre Arbeiten zu würdigen. Ich war eine Art von Kellner und zugleich Buchhalter in der Gastwirtschaft meines Vaters. Allerdings habe ich das Gymnasium besucht, sodaß ich den Vorteil habe, lateinische Zitate anbringen zu können. Ich bediente in der Weinstube, und ich unterhielt mich oft mit den Schriftstellern, die bei uns verkehrten. Einer von ihnen riet mir einmal, auch Schriftsteller zu werden, denn ich erzählte zuweilen Anekdoten, die ich von den Weinreisenden gehört hatte, und der erwähnte Schriftsteller schrieb sie auf und brachte sie in seinen Lustspielen und Feuilletons an. Ich erwiderte ihm, das wäre wohl nicht möglich, weil ich weder studiert hätte, noch litterarische Kenntnisse hätte, noch einen ordentlichen Stil schreiben könnte. Aber er rief: Mensch, da besitzen Sie ja gerade die drei wichtigsten Eigenschaften und Vorbedingungen zu litterarischem Erfolg! Das ging mir durch den Kopf, und weil es mit meines Vaters Geschäft nicht

recht fort wollte, wandte ich mich wirklich der Litteratur zu, und ich habe es nicht bereut. Aber ich bin auch immer nach Geschäftsgrundsätzen verfahren. Meine Meinung ist, daß man vor allem nichts schreiben darf, was die Leute nicht verstehen. Die feinem Sachen aber werden nicht verstanden. Das habe ich schon als junger Mann in der Weinstube gesehen. Heutzutage muß alles mundgerecht gemacht werden. Die Leute haben auch nicht viel Zeit zum Lesen, sondern sie wollen einmal lachen nach dem Essen, oder wollen im Theater gerührt werden, damit sie sich sagen können: Gottlob, mir gehts besser.

Aber zum Henker! rief Herr Nestel, Sie ziehen die Geschichte doch gar zu sehr herunter. Sie können doch zum Teufel nicht behaupten, daß die hochberühmten Autoren unsrer Zeit auf so niedrigem Standpunkt —

Wozu das Fluchen? Sie sind aufgeregt, sagte Herr Krügel.

Weil mich das Hervorheben des Geschäftlichen aufbringt, fuhr Herr Nestel fort. Nicht das Geld, sondern den Lorbeer habe ich im Auge. Sonst, bei Gott, hätte ich Stand und Beruf nicht aufgegeben.

Welchen Stand und Beruf haben Sie denn gehabt?

Ich war Militär; ich stand als Hauptmann bei der Artillerie in Frankfurt an der Oder.

Offizier? fragte Herr Krügel gedehnt. Schulden?

O nein. Ich habe den Dienst quittirt, weil mich der Ehrgeiz trieb, und weil ich nur für die Litteratur volle Begeisterung empfinde.

Herr Krügel saß einige Augenblicke wie erstarrt da, dann lehnte er sich zurück und fing an, laut und anhaltend zu lachen.

Darf ich fragen, worüber Sie lachen? fragte Herr Nestel mit gerunzelten Brauen.

Verzeihen Sie, Herr Hauptmann oder Herr Major, aber Ihre Äußerungen haben mich überwältigt. So etwas ist mir noch nicht vorgekommen. Sie sind Offizier gewesen und haben aus Ehrgeiz den Dienst verlassen, um unter die Schriftsteller zu gehen?

Allerdings. Ich wünsche meinen Namen berühmt zu sehen.

Nun! rief Herr Krügel, nehmen Sie mirs nicht übel, aber ich fürchte, Sie werden es in Ihrem ganzen Leben zu nichts bringen.

Wie so?

Sie haben einem allgemein geachteten Stande angehört und hatten festen Gehalt! Ja, was sage ich? Sie waren ein Mitglied des vornehmsten, ja des allein angesehenen und von aller Welt bevorzugten Standes. Und das haben Sie freiwillig aufgegeben? Niemand erreicht ja selbst der berühmteste Schriftsteller in Deutschland die gesellschaftliche Stellung eines einfachen Leutnants! Verzeihen Sie, aber ich glaube kaum, daß Sie genug Weltkenntnis haben, um in irgend einem Fache vorwärts zu kommen. Ich kann mich geradezu ärgern. In Uniform konnten Sie — oder sind Sie verheiratet?

Nein. In Uniform konnten Sie eine Frau bekommen, die mehr Vermögen hatte, als der berühmteste Autor in Deutschland jemals verdienen kann. Aber entschuldigen Sie, ich habe noch dringende Arbeiten zu erledigen. Wir sprechen vielleicht ein andermal weiter über Litteratur, und —

Sch will Sie nicht länger stören, sagte Herr Nestel, indem er aufstand. Herr Hauptmann oder Herr Major, ich habe die Ehre!



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Renan und der Antisemitismus. Die gebildete Gesellschaft in Frankreich hat sich in letzter Zeit wieder sehr lebhaft mit Ernst Renan beschäftigt. Es lag dazu ein doppelter Anlaß vor. Erst die Gedächtnisrede, die in der französischen Akademie sein Nachfolger, Challemeil-Lacour, auf ihn gehalten hat. Sodann das Erscheinen des fünften und letzten Bandes seiner „Geschichte des Volkes Israel.“ Die Zahl der Leute, die sich für jede geistige Bewegung oder Strömung interessieren, ohne vielleicht an irgendeiner ernstlich Anteil zu nehmen, ist in Frankreich immer sehr groß gewesen. Der Reihe nach hat in den letzten Jahren Darwin das Leitmotiv der feinern Unterhaltung gebildet, dann Schopenhauer und Buddha, nach diesen Friedrich Nietzsche, neuerdings Herr Drumont und der Antisemitismus. Kein Wunder, daß man begierig war, was denn nun der Meister hebräischer Forschung in dem Schlußbande seines Werkes über das Judentum im ganzen und über seine weltgeschichtliche Stellung zu sagen habe. Und wie hätte man zweifeln sollen, über die interessanteste Seite der Frage durch einen Kenner von unanfechtbarer Zuständigkeit belehrt und aufgeklärt zu werden, wenn man Seite 227 las: „Nings um Israel flammte ein Kreis der leidenschaftlichsten Feindseligkeiten auf,“ und wenn Renan dann im einzelnen erwähnt, daß dieser Judenhaß nicht nur in den griechischen Städten und in der römischen Welt, daß er auch in Kleinasien, in Agypten, in Cyrenaita, ja selbst in den nichtjüdischen Strichen von Palästina zu Tage getreten sei; wie er schließlich die, sich allerdings von selbst aufdrängende Bemerkung anknüpft: „Wenn eine Thatsache in dieser Weise überall und zu allen Zeiten sich offenkundig darstellt, so muß sie ihre tiefen Ursachen haben, welche es sich der Mühe verlohnt, näher zu untersuchen.“

Renan hebt dies aber nur hervor, um die Untersuchung — andern zu überlassen. Und bei näherem Zusehen können wir das kaum bedauern. Renan ist semitischer Philolog, Bibelkritiker und in einem hohen, den Ernst seiner wissenschaftlichen Leistung sehr gefährdenden Maße Litterat und Stilkünstler. Er würde uns aufs geistreichste zu unterhalten wissen über den Koboeth und dessen für das Zwiegespräch bei Kaffee und Cigarre so vergnügliche Weisheit, daß alles eitel sei, daß aber dieses Eitle doch auch seine mannichfachen, nicht zu verachtenden Reize habe. Für die Gedanken Gottes, die sich in den Geschichten eines in die Geschichte der Menschheit so wunderbar und so tief eingreifenden Volks kundgaben, bleibt eines solchen Mannes Herz und Sinn verschlossen.

Gelassen schreibt seine Feder hin, daß die Juden den leidenschaftlichsten Haß